

Rheinische Volkszeitung

Wien, 18. Nov. Amtlich wird verlautbart: Im Norden ereignete sich gestern an der Front unserer Armeen nichts von Bedeutung. In Tarnow, Jaslo und Krosnos ist der Feind eingerückt.



Deutsche Feldpost in Feindesland.



Einschlagende Granate

Die Gesamtzahl der in der Monarchie internierten Kriegsgefangenen ist bis gestern auf 867 Offiziere und 92727 Mann gestiegen.

Der Stellvertreter des Chefs des Generalstabs:
v. Höfer, Generalmajor.

Das serbische Hauptquartier wird verlegt

Wien, 13. Nov. Die „Reichspost“ meldet aus Sofia: Nach aus Risch eingetroffenen Nachrichten ist das serbische Hauptquartier in größter Eile von Valjevo nach Mladonovac verlegt worden.

Der japanischen Flotte entgegen

Berlin, 13. Nov. Die „Post. Ztg.“ meldet aus dem Haag: Die „Times“ veröffentlicht eine Depesche des „New York Herald“ aus Valparaiso, wonach ein Admiral v. Spee gelungen sei, durch Funkpruch die „Dresden“ und die „Leipzig“, die zur Auffindung des englischen Hilfskreuzers „Otranto“ nach Talcabano gesandt waren, wieder mit seinem Geschwader „Scharnhorst“, „Gneisenau“ und „Roon“, zu vereinigen, um der aus acht Schiffen bestehenden japanischen Flotte entgegenzufahren.

Zum Burenaufrstand

London, 12. Nov. Das Reutersche Büro meldet aus Pretoria vom 10. November: Am 11. wird bekannt gegeben: Am 8. November kam es zu einem heftigen Gefecht außerhalb von Kransburg, wo die Buren sich seit zwei Tagen in harter Anzahl versammelt hatten, offenbar, um die Stadt anzugreifen. Oberst Botha griff die Buren 12 englische Meilen von der Stadt entfernt mit 200 Mann an. Die Buren, 400 Mann stark, durchbrachen Bothas Stellungen, jagten sich jedoch vor angekommenen Verstärkungen zurück. Sie verloren einen Toten, sieben Verwundete und sieben Gefangene. Botha hatte nur zwei Verwundete. — Weiter wurde am 10. November amtlich mitgeteilt, daß Botha 30 englische Meilen südwestlich von Kransburg abermals Fühlung mit den Rebellen bekam und 10 Gefangene machte, darunter Hendrichs Serfontein, Mitglied der gesetzgebenden Versammlung der Oranjesburg-Kolonie. — Leichte Kavallerie aus Natal hatte an der nordwestlichen Grenze der Kapkolonie bei Maraisfontein ein Scharmützel mit einer kleineren Abteilung Aufständischer unter Stadler, die sich vor ihr in der Richtung auf Schnitzdrift zurückzog.

Amsterdam, 13. Nov. Aus Pretoria wird offiziell gemeldet: Botha traf auf eine Abteilung Truppen unter Befehl des General De Wet etwa 24 Meilen östlich von Windburg nach einem forzierten nächtlichen Marsch. Die Aufständischen erlitten eine Niederlage und es wurden 250 Gefangene gemacht. Die Truppen unter General Lucin und Brits waren nicht imstande, die Punkte zu erreichen, die sie erstrebt hatten, sonst wäre es ihnen geglückt, das ganze Kommando des Generals De Wet in Höhe von 2000 Mann gefangen zu nehmen. Nach dem englischen Telegramm soll die Niederlage einen tiefen Eindruck auf die Anhänger De Wets gemacht haben. Oberst Brand arbeitete mit Botha zusammen, der den Plan hatte, die Aufständischen zu verfolgen, nachdem er seine Truppen zusammengezogen hatte. Botha setzte die Verfolgung fort, bis seine Pferde erschöpft waren.

Der Krieg und die Heiratsaussichten

Von Elisabeth Gnaul-Rühne.

Es wird schwerlich eine irrtümliche Annahme sein, wenn wir glauben, daß gegenwärtig mehr als ein tüchtiger Elternpaar sich fragt, was aus der weiblichen Jugend werden soll, wenn tausende von Männern dem Vaterlande ihr Leben opfern. Die Heiratsaussichten der jungen Mädchen scheinen sich bedenklich zu verschlechtern. Glücklicherweise trägt dieser Schicksal nicht der Tod so vieler heldenhafter Männer fällt hier ausschlaggebend ins Gewicht, sondern lediglich und allein der Ausgang des Krieges. Siegen wir — und das werden wir mit Gottes Hilfe — so wird ein wirtschaftlicher Aufschwung eintreten; dieser Aufschwung erhöht aber nicht nur die Freude am volkswirtschaftlichen Schaffen, er stärkt naturgemäß auch den Mut zur Familiengründung. Das bestätigt die Statistik. Nach dem für Deutschland glücklichen Kriege von 1866 hob sich die Zahl der Eheschließungen 1867 von 8 auf 9 auf das Tausend der Einwohner im Reichsgebiet. Im Jahre 1872 und 1873 haben wir mit rund 10 Eheschließungen auf tausend Reichseinswohner die höchste Eheschließung überhaupt gehabt. Sie hat freilich nicht lange angehalten. Seit 1876 schwankt die Zahl der Eheschließungen auf tausend Einwohner zwischen 7 und 8. Die Annahme, daß der männermordende Krieg unbedingt die Heiratsaussichten verschlechtern müsse, würde nur dann zutreffend sein, wenn alle Männer der in Frage kommenden Altersklassen tatsächlich zu Heiraten pflegten. Das ist aber keineswegs der Fall. Bählen wir den Bestand der männlichen Personen von 18 bis 50 Jahren als die für den Krieg in Betracht kommenden Altersklassen zusammen, so ergibt sich die Summe von 14 Millionen. Unter ihnen sind aber nur 8 Millionen verheiratet. Eine geringe Zahl! Es ist jedoch zu bedenken, daß die jugendlichen Altersklassen bis 20 und das Jahrzehnt von 20 bis 30 Jahren vielfach noch nicht die wirtschaftliche Möglichkeit mit sich bringen, eine Ehe zu schließen. Gerade diesen Altersklassen wird der zu erhoffende Aufschwung nach einem glücklichen Kriege die Familiengründung erleichtern. Die höchste Eheschließung fällt für die Männer erst in das Jahrzehnt von 30—40 Jahren. An unverheirateten Männern von 16 Jahren an aufwärts bis in die höchsten Altersklassen hinein haben wir 7 Millionen. Stärker ist der Bestand der künftigen Heiratskandidaten, der jüngerer und jüngsten Altersklassen. Vom 1.—16. Jahr haben wir rund 11½ Millionen Knaben. Die Statistik lehrt aber auch, daß der wirtschaftliche Aufschwung dem Familienzuwachs nützlich gegenübersteht als der Kargheit und Sorgenvolle. Die Jahre 1872 bis 1879 sind der Geburtszahl am günstigsten gewesen. Den höchsten Kinderesgen haben die Jahre 1875 und 1876 gebracht mit 42 Geburten auf tausend Einwohner. Von da an stult die Zahl amaufhaltend. Im Jahre 1911 war die Zahl auf 29 Geburten auf tausend Einwohner zurückgegangen. Der Ausgang des Krieges ist auch für unsere weibliche Jugend eine Lebensfrage von einschneidender Bedeutung.

Der Krieg der Türkei

Der türkische Sieg im Kaukasus

Konstantinopel, 13. Nov. Amtlicher Bericht des Großen Hauptquartiers: In der vergangenen Nacht haben unsere Truppen nach einem überraschenden Angriff alle russischen Blockhäuser an der Grenze des Wilajets Trapezunt besetzt, sind drei Stunden in das Innere von Rußland in der Richtung auf Batum eingedrungen und haben die russische Kaiserin von Rurdohlu eingenommen.

Konstantinopel, 12. Nov. Die „Agence Ottomane“ veröffentlicht folgendes Communiqué des Hauptquartiers über die Vorgänge an der Ostgrenze, über die aus strategischen Gründen noch nicht berichtet werden konnte:

Die Russen suchten an der Landgrenze den überraschenden Angriff zu wiederholen, den sie gegen unsere Flotte versucht hatten. Ohne Kriegserklärung übergriffen sie am 1. November in fünf Kolonnen die kaukasische Grenze. Es steht außer Zweifel, daß die Durchführung einer solchen Bewegung nur nach langen Vorbereitungen erfolgen konnte. Trotz dieser Vorbereitungen und dieses Angriffes des Feindes führten unsere Truppen die ihnen erteilten Befehle mit viel Tapferkeit und Geschwindigkeit durch. Zunächst schoben sie sich, indem sie dem Feinde harte Schläge versetzten, sehr langsam zurück. Wir fügten den Russen zahlreiche Verluste zu und setzten durch diesen Zeitgewinn unsere Nachschube in den Stand, die notwendigen Stellungen einzunehmen. Angesichts des beständigen Widerstandes unserer Vortruppen konnte der Feind, der alle seine Kräfte sammelte, erst vier Tage nach Ueberwinden der Grenze in die Gegend von Kobschie und Köprifoi gelangen. Ein Angriff der Russen gegen Köprifoi wurde durch eine unserer Divisionen zurückgeschlagen. Am 5. und 6. November stellte der Feind seine Bewegungen ein und begann Verschanzungen zu errichten. Unsere inzwischen in Zwischenräumen eingetroffenen Truppen hielten den Vormarsch des Feindes auf. Unsere Infanterie traf die notwendigen Vorbereitungen zum Sturmangriff.

Am 7. November gingen unsere Truppen zur Offensive über. Der Feind leistete in den harten Stellungen, die er im Westen von Köprifoi errichtet hatte, Widerstand. Am 8. November wurde unsere Offensive fortgesetzt. Am Nachmittag drangen unsere tapferen Truppen weiter rückwärts in die Verschanzungen des Feindes ein und besetzten seine Stellungen, die von vier Infanterieregimentern, einem Artillerieregiment und einer Kavalleriedivision verteidigt worden waren. Der Feind zog sich zurück und besetzte eine andere Stellung in der Umgebung von Köprifoi, wo Verstärkungen eintreffen begannen. Am 9. November hatten wir vor uns eine russische Division und das ganze erste kaukasische Korps. Die feindliche Front erstreckte sich in einer Länge von 15 Kilometer von dem Karakluf im Süden bis zum Gebirge im Norden. Der Feind hatte in der ganzen Ausdehnung der Stellung Befestigungen errichtet und verfügte hinter dem linken Flügel über harte Reserven.

Am 10. November traf unsere Armee die notwendigen Maßnahmen zum Rückzug, um zur Offensive überzugehen. Sie begann am 11. November früh mit einem allgemeinen Sturmangriff. Nach einer blutigen Schlacht nahmen unsere Truppen gegen Mittag mit dem Bajonett Köprifoi, das einen der feindlichen Stützpunkte bildete. Bei Einbruch der Nacht waren drei Viertel der feindlichen Stellungen von unseren Truppen besetzt. In der Nacht wurde mit dem Bajonett auch die Höhe 1905 östlich von Köprifoi, der letzte feindliche Stützpunkt, genommen.

Am 12. November war unser Sieg endgiltig. Alle feindlichen Stellungen waren genommen. Ein ganzes russisches Armeekorps war geschlagen und ergriff die Flucht. Unsere unerschrockene, unermüdete Armee nahm die Verfolgung des Feindes auf. Infolge dieser Niederlage des Gros der feindlichen Armee besteht kein Zweifel, daß die schwachen feindlichen Streitkräfte, die vor Taurus und Karakluf gehalten haben, gleichfalls verjagt werden. Ungeachtet der fünfjährigen Kämpfe und des gebirgigen Terrains ist die Moral unserer Truppen ausgezeichnet. Der Zustand zahlreicher Gefangener und Deserteur, deren Zahl noch nicht geschätzt werden kann, beweist, wie erschüttert die Moral des Feindes ist.

Die Proklamation des Sultans

Konstantinopel, 13. Nov. Die Proklamation des Sultans erscheint als eine der bedeutsamsten politischen und religiösen Kundgebungen der letzten zweihundert Jahre der türkischen Geschichte. Ihr Eindruck ist ungeheuer. — Die türkischen Zeitungen betonen einmütig, daß der Krieg, den die Türkei an ihren zwei äußersten Grenzen, am Kaukasus und am Persischen Golf, zu führen genötigt sei, nicht bloß ein solcher zur Verteidigung des osmanischen Reiches, sondern ein Krieg zur Verteidigung des Islams in seiner Gesamtheit sei, den seine Feinde zur gänzlichen Sklaverei herabzubringen trachteten, indem sie alle Nachmittels aufboten, den einzelnen noch unabhängigen mohammedanischen Staat mit dem Kalifat an der Spitze zu ihrem Vasallen zu erniedrigen.

Der Scheich ul Islam an die Mohammedaner

Wien, 13. Nov. Die „Neue Freie Presse“ meldet aus Sofia: Nach einer Meldung aus Konstantinopel hat der Scheich ul Islam den Mohammedanern verboten, in den Armeen Englands, Frankreichs und Rußlands zu dienen.

Die Perser für den heiligen Krieg

Konstantinopel, 13. Nov. Eine Demonstration der Perser für den heiligen Krieg begann heute in Istanbul vor dem von Kaiser Wilhelm zur Erinnerung an seinen Besuch im Jahre 1898 gestifteten Brachbrunnen vor der Moschee Sultans Ahmed. Die Perser Konstantinopels sammelten sich vor dem mit der persischen und islamitischen Flagge geschmückten Brunnen, auf dem die Medusen standen. Die Teilnahme der Bevölkerung war allgemein, viele Tausende bedeckten den ganzen Platz. Redner waren der Sobhah Ismail Sobhah, ein vor den Russen geflüchteter Abgeordneter des Provinzialrats, dann der Direktor der hiesigen persischen Zeitung „Saber“. Sie forderten zum heiligen Krieg gemeinsam mit den Freunden und Verbündeten des Islams, nämlich mit Deutschland und Österreich-Ungarn auf, deren Waffentaten

die Begeisterung der ganzen islamitischen Welt erregen. Nach mehreren anderen Rednern zog ein riesiger Zug durch die mit Flaggen geschmückten Straßen nach Pera und verabschiedete vor der österreichischen und der deutschen Botschaft große Kundgebungen.

Rußland und Bulgarien

Konstantinopel, 13. Nov. Nachdem Rußland mit dem Verlangen des Durchtransports seiner Truppen durch Bulgarien abgefallen ist, fragte es jetzt in Sofia an, ob Bulgarien gegebenenfalls seinen Kriegsschiffen in den Schwarzen Meereshäfen von Burgas und Varna Schutz und Aufenthalt zu gewähren bereit sei. Auch dieses russische Verlangen hat Bulgarien abgelehnt.

Protestnote Chinas an Japan

Peking, 13. Nov. Die Protestnote Chinas an Japan wegen der Besetzung der Stadt Tsinanfu hat folgenden Wortlaut: „Da die japanische Armee gegen den Willen Chinas nach Tsinanfu beordert wurde, ist jetzt die freundschaftliche Zustimmung zum Betrieb der Schantung-Bahn durch Japan hinfällig. China muß die japanische Besetzung dulden, protestiert aber entschieden und fordert, daß Japan seine Truppen zurückzieht und Antwort auf die früheren Protestnoten gibt.“

Petersburg, 13. Nov. Eine Meldung der „Russkoje Slowo“ aus Tokio behauptet, die chinesischen Provinzgouverneure hätten den Krieg gegen Japan verlangt, aber Juanshikai habe sie auf die Freundschaft des Mikado hingewiesen und beruhigt. Ein anderes Telegramm berichtet, daß in besonderer Mission General Sapozhnikow in Tokio eingetroffen sei.

Unsere Kriegsfreiwilligen

Daß unsere Kriegsfreiwilligen mit heller, herzerfrischender Begeisterung in den Kampf gezogen sind, haben wir alle mit erlebt. Daß sie draußen mit derselben Begeisterung die Kampfesarbeit tun, wird uns von den verschiedensten Seiten bestätigt, nicht nur durch die amtlichen Mitteilungen der obersten Seeresleitungen, nicht nur durch die Berichte der ausländischen Zeitungsberichte, sondern auch durch Nachrichten, die uns unmittelbar von der Truppe zugegangen sind. Etwas anderes haben wir nicht erwartet. Umso eigentümlicher und peinlicher hat es uns berührt, daß gewisse Kriegsschwäger und Gerüchenträger einander zu raunten, unsere Freiwilligen hätten vielfach verlastet. Die Gerüchte haben schließlich einen solchen Umfang angenommen, daß die zuständige Behörde davor warnen und dagegen einschreiten mußte. Selbst wenn solche Gerüchte einen gewissen Hintergrund hätten, sollte man doch vermeiden, sie weiterzutragen. Da ihnen aber tatsächlich jeder Hintergrund fehlt, kann ein derartiges Weitertragen nur als frevelhaft bezeichnet werden. Die jungen und alten Leute, die sich freiwillig für das Vaterland opfern wollen, sollten denn doch gegen solche lästigen, häßlichen, empörenden Nachrede geschützt sein. Was hat es für Zweck und Sinn, derartigen bösen Mätsch weiterzutragen? Jeder deutsche Mann und jede deutsche Frau sollten die Mätschjäger Strafmacher nicht nur zur Rede stellen, sondern das Erforderliche veranlassen, damit sie gezwungen werden, die Verantwortung für ihre Gerüchenträgerei zu tragen. Gewarnt worden sind diese jümmlichen Verräther oft und eindringlich genug. Es muß ihnen nachgerade zu Gemüte geführt werden, daß sie mit ihrer unsinnigen, unpatriotischen Schwärzerei etwas Strafbares begehen.

Man bedenke doch, daß die deutschen Zeitungen in die Hände derer gelangen, die draußen kämpfen. Was sollen unsere prächtigen, mutigen, überfrohen Brüder und Söhne im Felde sagen, wenn sie erfahren, daß sie gegen derartige verleumderische, elende Heberelei und Mätscherei geschützt werden müssen! Man vergegenwärtige sich weiter, wie das wirken muß auf die Eltern, Geschwister und Angehörige derer, die freiwillig in den Kampf gezogen sind. Wir haben in diesen Tagen Zuschriften von solchen Angehörigen erhalten, die ihrer Erbitterung und Enttäuschung in der schärfsten Weise Ausdruck geben. Diese Schärfe ist wohl berechtigt. Kein Wort der deutschen Sprache ist scharf genug, um die Erbärmlichkeit des Mätsches zu kennzeichnen. Eine Mutter, deren beide Söhne als Kriegsfreiwillige hinausgegangen sind, schreibt uns, sie habe wohl mit tiefem Weh, aber auch mit freudigem Stolz ihre Söhne hinausziehen sehen; sie habe in den letzten Tagen noch einen Brief erhalten, in dem die hohe Begeisterung der Hinausgezogenen zum Ausdruck gekommen sei. Jetzt, wo sie erfahren habe, daß den Freiwilligen Feigheit, Unmännlichkeit und Angst zum Vorwurfe gemacht werde, habe sie den tiefsten Schmerz ihres Lebens empfunden. Die Frau fordert uns auf, ein kräftiges Wort gegen die unwürdige Beschuldigung zu sagen. Das tun wir gern.

Entweder entspringt diese Verleumdung unserer Kriegsfreiwilligen dem Bestreben, unserem Heere und unseren Kämpfern etwas am Reize zu klauen, sie herabzusetzen in der Achtung des Inlandes und Auslandes; dann ist ein solches Verfahren Vaterlandsverrat. Oder es handelt sich nur um elende Kriegsschwärzerei und Mätscherei; dann ist es jämmerlich und erbärmlich. Die vollverdiente Betrachtung der Schwärzer reicht aber nicht aus; sie müssen nicht nur vor dem Volke, sondern auch vor dem zuständigen Richter zur Verantwortung gezogen werden. Die Zeit ist zu ernst und zu groß, als daß wir solche Erbärmlichkeiten dulden können.

Vom fliegenden Hirt

Ueber den fliegenden Hirt kommt aus Stuttgart eine erfreuliche Kunde. Bekanntlich sind gerade über ihn die unheimlichsten Gerüchte aufgetaucht. Vor einigen Tagen hieß es: Hirt sei von unseren Leuten wegen Spionage zugunsten Frankreichs erschossen worden. Helmut Hirts Vater berichtet auf eine Anfrage, daß es seinem Sohne sehr gut gehe: „Er ist frumm bei der Arbeit, zu der er gegenwärtig abkommandiert ist.“

2142 zerstörte Gebäude

Königsberg, 12. Nov. Eine Uebersicht über die im Krieg zerstörten Gebäude weist für den Regierungsbezirk Königsberg

nach Mitteilungen von zuständiger Seite zahlreiche schwere Schäden auf. Ganz oder teilweise zerstört sind 2142 Gebäude. Am schwersten betroffen ist der Kreis Gerdauen mit 675 Gebäudeschäden. Stark gelitten haben auch die Kreise Wehlau, Friedland, Preußisch-Eylau, Rastenburg und Labiau.

Ein Anschlag auf die Petroleumtanks in Boulogne

Stockholm, 13. Nov. Auf die großen Petroleumtanks im Hafen von Boulogne wurde am Montagabend, wie über London bekannt wird, ein Anschlag verübt. Die französischen Behörden lassen nicht die geringste Einzelheit über das fahne Unternehmen bekannt werden. Man weiß nur, daß der französische Nachschub, der die Angreifer festnehmen wollte, tot aufgefunden wurde.

Die Russen in Lemberg

Wien, 12. Nov. Ein hier erscheinendes Polenblatt meldet aus Lemberg, dort erscheinen jetzt außer vier polnischen auch zwei russische Blätter. Aus dem Innern Russlands würden nach Lemberg Nachrichten gebracht, um hier ausgebildet zu werden. In Lemberg führen russische Kaufleute Mehl, Getreide, Tabak und Zigaretten ein. Die jüdische Bevölkerung wird grausam behandelt. Zwischen Nikolajew und Stettin wurde eine Brücke über den Dniester angelegt, wo Raubzüge erfolgen. Im Hause des Abgeordneten Dr. von Losenstein wurde ein Privatlazarett eingerichtet. Die Möbel des Eigentümers wurden nach Ausland weggeführt. Die Gewerbesteuer, Hypothekenbank und Handelsbank halten ihren Betrieb aufrecht und leisten sogar Auszahlungen auf Einlagebücher. Am 27. September gab es in Lemberg ein Pogrom. Die Russen schossen von den Straßen durch die Fenster in die Wohnhäuser hinein. Sonst ist es ziemlich ruhig. Die Bewohner beschränken sich auf den Verkauf von Waren aus Lemberg. Für 900 Rubel Trinkgeld kann man im Reisepassbüro einen Passierschein erhalten und auf diese Weise verläßt, wer kann, Lemberg, um über Stettin zu flüchten.

Revolution in Abessinien

Frankösischen Blättern wird aus Abessinien gemeldet, daß dort eine revolutionäre Bewegung im Gange sei, die täglich heftiger werde. Die französische Eisenbahnlinie Addis-Abeba ist vollkommen zerstört worden, desgleichen ein Teil der italienischen Bahn Massaua-Addis-Abeba.

Japans Mandat in China

Einer Meldung aus Petersburg zufolge, teilte die „Nowoje Wremja“ mit, daß sowohl Rußland wie auch England mit Japan in Verhandlungen eingetreten seien, die darauf abzielen, daß Japan die russischen und die englischen Interessen in China wahrnehmen möge, da die beiden Mächte infolge des Krieges nicht in der Lage wären, selbst eine Wahrung ihrer Interessen durchzuführen. Ob Japan diesen Auftrag übernommen hat, steht noch nicht fest. Allein, wie in russischen diplomatischen Kreisen behauptet wird, dürfte Japan den Wünschen Englands und Rußlands Folge leisten.

Die Aufgabe unserer Festungen

Der heutige Bericht unseres Generalstabes über die Lage auf dem westlichen Kriegsschauplatz stellt, so schreibt die „Wiener Reichspost“, neuerlich fest, daß sich die Operationen der verbündeten Armeen planmäßig und ohne Störung durch den Feind vollziehen. Bekanntlich hat die Neugruppierung der in Rußisch-Polen operierenden Kräfte auch eine Verlegung der strategisch behaupteten Aufstellung in Mittelgalizien, am San und Nijss, zum Gegenstand gehabt. Diese Verlegung erfolgte vollkommen kampflos und ohne jeden Druck von Seite des gegenüberliegenden Gegners, lediglich aus höheren strategischen Rücksichten, die es zweckmäßig erscheinen ließen, einen Teil jener Gebiete, die wir bisher mit vollem Erfolg behauptet hatten und deren fester Verbindung gegen den gegenüberstehenden Feind auch weiterhin gesichert war, vorübergehend diesem zu überlassen, um hierdurch günstige Vorbedingungen für die späteren Operationen zu schaffen. Die von unserer Armeeführung jetzt vorgenommenen Verlegungen erfolgen nicht etwa in Beendigung einer unangenehm abgelaufenen Operationsphase, sondern sie bilden die wohlüberlegte Einleitung eines neuen Operationsabschnittes.

Die uns gegenwärtig obliegende allgemeine Aufgabe besteht in der Verbindung der russischen Hauptkraft, die verbleibt werden soll, entscheidende Operationen gegen Deutschland zu unternehmen. Wir haben die russische Obermacht so lange in unentschiedenen Kämpfen festzuhalten, bis der Fortschritt der Operationen auf dem westlichen Kriegsschauplatz eine derartige Anzahl deutscher Armeekorps frei macht, daß hierdurch die russische Hauptüberlegenheit ausgenutzt werden kann. Diese Aufgabe erfordert einerseits eine beständige Fühlung mit dem Gegner, ohne es zu entscheidenden Hauptschlachten kommen zu lassen, andererseits die Zerstückelung und das zur Geltungbringen aller unserer defensiven Kriegsmittel zur Entlastung und Schonung der Feldarmee.

Eine Hauptrolle muß hierbei naturgemäß unseren im Operationsgebiet liegenden Festungen, und zwar zunächst Przemyśl, dem starken Stützpunkt Mittelgaliziens, zufallen, der jetzt in erster Reihe die Aufgabe zu erfüllen hat, möglichst starke Kräfte der Russen auf sich zu ziehen und festzuhalten. In einer solchen Kriegslage, wie es die gegenwärtige ist, kann es nicht die Aufgabe der Feldarmee sein, sich vor die Festungen zu stellen, um sie zu decken, sondern die festen Plätze gehören jetzt vor die Front der Armeen, um diese folgerichtig in wirksamster Weise unterstützen zu können. Eine derartige Ausnutzung der in einer modernen Festung konzentrierten Kampfkraft ist namentlich in artilleristischer Beziehung begreiflicherweise gerade einem Festort gegenüber erforderlich, der wie die Russen unserer Feldarmee an Artillerie so überlegen ist. Eine Festung hinter der Armeefront vermindert die eigene Kraft, weil sie eine starke Besatzung erfordert,

die nicht kämpft, und weil auch das ganze in der Festung befindliche Artilleriematerial brach liegt. In der Armeefront bildet jeder feste Platz einen starken Stützpunkt, der besten Dienste aber leistet ein solcher Platz, wie gesagt, immer vor der Front, weil er dann seinem ganzen Umfange nach in seiner ganzen Stärke zur Geltung kommt. Przemyśl hat die Wahrheit dieses Satzes bereits einmal bewiesen, indem es eine ganze Armee der Russen wochenlang festhielt, deren Angriffskraft nach einem Verluste von 70 000 Mann erschöpft war. Auch diesmal hat das Bollwerk Mittelgaliziens die gleiche Aufgabe zu erfüllen und wir können dessen gewiß sein, daß die tapfere Besatzung in Erkenntnis dieser ihr obliegenden wichtigen Aufgabe ihre Pflicht in ebensolchem Grade und mit demselben Erfolge erfüllen wird, wie während der ersten Einschließung.

Große Worte und kleine Taten

In London haben unsere Herren Gegner beim üblichen Lord-majorsbankett sich gegenseitig Mut zugeredet. Wenn man die geschwollenen Worte vernimmt, so muß man glauben, daß die Verbündeten schon den halben Weg nach Berlin zurückgelegt hätten. In Wirklichkeit stehen die französisch-englisch-belgischen Truppen noch immer in Nordfrankreich und die russischen Truppen (abgesehen von dem Lemberger Bissel) auch noch in ihrem eigenen Lande.

Aus unseren Gefangenenerzählungen berichten die wachhaltenden Landkrieger, daß dort die französischen Häftlinge fortwährend fragen, ob denn die Russen nicht schon vor Berlin ständen, und daß die gefangenen Russen sich erkundigen, wie weit denn die Franzosen schon in Deutschland vorgebrungen seien. Der eine verläßt sich auf den anderen, und weil der eine den anderen im Stich läßt, bleiben sie beide in der Batsche sitzen. Darüber helfen die ruppigsten Bestreben nicht hinweg.

Was die Herren sich zu trösten (oder besser gesagt: zu beruhigen) suchen, das ist die Walgenkraft, die sie durch das Angebot aller verfügbaren Massen sich verschafft haben. Der deutsche Siegeszug konnte nicht so schnell vorwärts gehen, als man nach den ersten Sturmberufen gedacht hatte. Unsere Truppen müssen sich langsam vorarbeiten auf der Meisenfront in Frankreich und dem letzten belgischen Büscheln, und angesichts der zahlreichen Armeekorps, die Rußland an die mittlere Weichsel warf, haben wir vorläufig eine günstige Abwärtsstellung beziehen müssen. Aber wir können uns das erlauben; denn wir haben den Kriegsschauplatz in die feindlichen Länder verlegt. Das ist von entscheidender Bedeutung sowohl für die militärische, als für die volkswirtschaftliche Lage. Wenn es auf die Ausdauer ankommt, so können wir es in aller Ruhe recht lange aushalten, weil der deutsche Boden und die deutsche Bevölkerung unter den Tauerklämpfen nicht leiden. Unsere Gegner betreiben ja eine kindische Selbsttäuschung, wenn sie wegen der Verlangsamung des deutschen Siegeszuges schon Triumphlieder singen und ganz außer acht lassen, daß es ihnen trotz höchster Kraftanstrengung nicht gelungen ist, die Deutschen von dem eroberten Boden zu verdrängen. Die Bilanz des ersten Kriegsjahres redet doch eine klare Sprache: Deutschland ist vorwärts gekommen über ganz Belgien bis weit in Frankreich hinein und im Osten in Polen hinein; die Verbündeten sind aber weit von der deutschen Grenze geblieben und vermochten bisher ihr Land nicht zu befreien. Die Aussichten, daß sie in Zukunft ihr Land befreien könnten, sind nach aller menschlichen Berechnung verzeihlich schlecht. Schon aus dem einfachen Grunde, weil sie weniger Reserven haben, als Deutschland mit seinen zahllosen Ersatzkräften.

Tabei fällt noch ein Umstand wesentlich ins Gewicht. Deutschland und Oesterreich verbanen ihre bisherigen und ihre zukünftigen Erfolge ausschließlich ihren eigenen Kräften. Auf der Gegenseite aber hat man die mühselige Defensiv nur aufrecht erhalten können durch das Zusammenströmen von allen möglichen Hilfskräften aus dem schwarzen Afrika und dem braunen Ägypten und dem gelben Indien. Sollten die drei Ententemächte wider Erwarten schließlich siegen, so könnten sie sich nicht einmal behaupten, daß sie den beiden Kaiserreichen wirklich überlegen seien. Der Krieg hätte seinen Zweck als Kraftprobe zwischen den europäischen Völkern dann verfehlt. Infolge dessen würde auch ein Sieg der „Verbündeten“ keinen haltbaren Frieden herbeiführen, da Deutschland und Oesterreich sich gegen die zufälligen Sieger von heute ebenso sicher wieder erheben würden, wie vor hundert Jahren gegen die vorläufigen Erfolge Napoleons I.

Die Erfahrungen in den Gefangenenerzählungen lehren noch eins: Die Franzosen, Russen und Engländer können sich miteinander nicht vertragen; man muß die Gefangenen jeder Nation absondern, weil es sonst Bank und Raubhandel gibt. Ein Zeichen für die Unnatürlichkeit dieses „Kulturbündnisses“, das nur in dem Haß und Reid gegenüber Deutschland wurzelt, aber keine positive Unterlage hat. Die andere Seite ist die herzliche Solidarität zwischen Deutschen und Oesterreichern da? Dieses Bündnis wird handhaben in guten wie in trüben Tagen. Es kann den sicheren Halt bilden für eine wahre, solide und dauerhafte Friedenssäule.

Die herbeizuführenden, ist das Ziel unserer Taten. Die großen Worte überlassen wir den trostbedürftigen Gegnern in dem angsterfüllten London.

Die Stimmung im Heere

Von Hofkassessor Dr. Hermann in Finklingen (Lothringen).

Ich werde von Bekannten und Freunden aus Alt-Deutschland oft und oft gefragt nach der Stimmung im Heere. Darauf gebe ich, gestützt auf die täglichen Beobachtungen im engsten Verkehre mit unseren Truppen, regelmäßig zur Antwort: „Glänzend!“ Nicht etwa, um anglistische Schwarzseher zu beruhigen oder wieder anderen, die jedem Siegestelegramm entgegenstieben, ihr voraus eine Abichlagszahlung auf ihre Rechnung zu machen —

nein, weil einfach die ungemeine natürliche Stimmung der Armeen gar nicht anders bezeichnet werden kann! In einem kleinen lothringischen Städtchen nahe der Grenze kam an einem total verregneten Septembertage eine Reserve-Division durch, die, als die Franzosen nach der Schlacht in Deutsch-Lothringen mit ihrer geschlagenen Armee von acht oder zehn Korps abgezogen waren, unverzüglich auf einen anderen deutschen Hügel geworfen wurde. Die Division hatte bereits am frühen Nachmittag einen Marsch von 49 Kilometern hinter sich — man sah in hochrote, schweißende Gesicht, die nassen Uniformen klebten am Körper: noch immer aber zählte ich 112 Marschschritte in der Minute! In jeder Miene bräute sich nur der Wille aus: Nicht zurückbleiben — nicht zusammenfließen!

Ein Zug von Kraftwagen nähert sich auf der Hauptstraße: „Im nächsten Wagen kommt der König!“ ruft ein junger Offizier. So ein Wandel in Ausbund und Haltung dieser unabsehbaren Kommando — die Front richtet sich von selbst — die Augen leuchten — es waren, den schwarz-roten Kofarden nach lauter Schwaben — Nachkommen derer, die einst des Reiches schwarze Sturmabtheilung mit dem roten Kreuze dem Heere vorantrugen durften. „Hurra, hurraa.“ schallte es die lange Straße herauf. Ein Strom, reiner, schärfster Begeisterung floß plötzlich durch alle Glieder. Die Mägen und Helme flogen von den dampfenden Köpfen — prachtvoll, wie diese überankerten Doppelbärtigen Landwehrleute und Reservisten mit einem Schläge über 49 Kilometer vergessen hatten, sie gar nicht mehr führten. Und erhebend war es auch, zu sehen, wie der nur von einem Adjutanten begleitete Kriegsherr im langsamsten Vorbeifahren am liebsten jedem seiner tapferen Söhne ins Auge gesehen hätte und, offensichtlich gerührt, die Hand fast nicht mehr vom Helme brauchte. Wie der Wagen vorbei war, schwenkten die Bäume wieder ein — eine lebhafteste Wachsamkeit lag auf der Kompanie. In einer anderen Abtheilung wurde die Mundharmonika: „... Jetzt gangt ans Brünnele...“ die Sänger — und... Oberherd, der mit dem Worte... die Musikanten! Ob der König es wohl noch gehört hat? So sind die Gemüter zu entflammen — im Augenblicke! Und so würden die Leute in der nächsten Stunde trotz ihrer 49 Kilometer und des stürmenden Regens in die Schlacht gehen. Ich frage mich immer, ob Engländer, Franzosen und Russen das auch fertig bräuten — dessen überhaupt fähig wären.

Eigenartig ist es, was ich durch so häufige Fragen im Heere beständig immer und immer wieder feststellen vermochte, daß nach und nach gegen die Franzosen mit einer gewissen Vorbeugung und Aversionen getrieben wird. Es ist, als ob andere Leute von der strategischen Notwendigkeit durchdrungen wären, diesen starken Gegner unendlich zu machen, dem man selbst verständlich von vornherein in allen Stücken überlegen war. Eritterung aber herrscht gegen die Engländer. Nichts lehnt der einzelne Mann leidenschaftlicher herbei, als den Augenblick, in dem er gegen Engländer Bajonett und Köpfe gebrauchen darf. Das ist für die Armeen der Feinde überhaupt! Von welcher Kraft diese Stimmung ist, erleben die vielen, vielen Beispiele von den zu früh wieder in die Front zurückkehrenden, nach ihrer eigenen Ansicht war gewesen, in Wirklichkeit aber erst genervten Offizieren. Es ist, als ob sie fürchten, transgredire zu spät zu kommen — besonders aber gegen die Brüder von drüben! Und die Russen bleiben hinter den Offizieren nicht zurück.

Es war im Anfang — gleich nach dem blutigen Gefechte bei Verdun, wo die Bayern am liebsten alle Franzosen ohne Schuß gefangen hätten! — sehr schmerzhaft, es mit sehen zu müssen, wenn dieselben Leute, die sich Tag und Nacht begeistert, strahlend in ihrem Überlegenheitsgefühl und des Sieges gewiss in laubgesäumten langen Jagen durchgezogen waren, nun verbunden, klein, fiebernd, auf der gleichen Straße in die nächsten Lazarette zurückgeführt wurden. Ich bin dann manchmal in die Wagen gefahren und habe, gleich vielen anderen, gefragt, ob man irgendwas helfen könne. Kann es nun wohl etwas Bewundernswürdiges geben, als die einem so oft geordnete Antwort: „Na! Ich bedank mich! Es wird so lang nicht dauern, bis wir wieder gesund sind!“ aber nachher: „Das macht dem deutschen Soldaten jedenfalls kein anderer nach: dieses Nachbaltige an der einmal entlassenen Kampfeslust zeichnet ihn vor allen aus. Ich sage darum wohl kaum zu viel mit der Behauptung, daß die Stimmung in unserer gewaltigen Heere eine glänzende sei.“

Soll ich die Behauptung noch fügen mit dem Hinneisse auf das — ich möchte sagen: den Zeiten zur zweiten Natur gewordene — seltene Vertrauen auf ihre Führer? Kein Mann, kein Unteroffizier, kein Feldwebel weiß, wozu man marschirt, warum die Truppe marschirt oder gar zurückgeht — warum das so und nicht anders gemacht wird. Sie können von keinem Ausnahmefall darüber bekommen — aber sie können zur Antwort erhalten: „D's sieht mer na scho, wenns drauf geht...“

Kämpfe in Kamerun

Ein englischer Offizier der nigerischen Feldtruppe erzählt in einem Briefe aus Sokoto von den Kämpfen in Kamerun und läßt in seinen Schilderungen unabsichtlicher Weise die Tapferkeit unserer Schutztruppe in helles Licht treten:

„Als ich Euch zuletzt schrieb, hatten wir gerade Befehl bekommen, von Zola aus vorzurücken. Wir marschierten am Nachmittag los und erreichten Zola in Eilmärschen nach sechs Tagen; wir machten durchschnittlich über 40 Kilometer den Tag, eine ganz außerordentliche Leistung für eine Infanterieschlange mit einem großen Wagenpark in diesem unwegsamen Gebiet. Wir bekamen denn auch von dem Kommandanten ein Telegramm, das uns zu unserem Marsch beglückwünschte. Der Name ist in diesem Jahre sehr niedrig, und die anderen Kompanien waren schon lange ausgerückt. Wir blieben eine Woche in Zola und füllten uns nach der guten Rast wieder gekräftigt. Unsere bereitete Infanterie brach einen Tag vor uns auf und überschritt sogleich den Fluß; wir folgten und hatten nun furchtbar anstrengende und mühselige Märsche, bis wir die Grenze erreichten. Wir ließen Tere, wo sich eine deutsche Truppe befand, rechts von uns liegen, überschritten nach drei weiteren schweren Tagesmärschen den Fluß und

Auch Knorren wurde durch die lebenswürdige alte Dame zum Verweilen aufgefordert.

Die einfache Abendmahlzeit des Herrn von Scholl findet somit die vier Herren, Graf Rudorff, Leo von Scholl, Erich von Knorren und Hans Ostrogge an dem gleichen Tische vereinigt, wo die von ihnen gemeinsam bereichte neben der Hausherrin verbleibenden Frau Rudorff sich in die Pflichten der Repräsentation teilt.

Leo von Scholl hat trotz der Unterredung von heute nachmittag die Hoffnung nicht aufgegeben, Gertrud die Seine zu nennen. Trotz ihrer Liebe zu Gustav glaubt er, mit dem Winter verglichen, einen Vorsprung zu haben; er bringt kein Stiefel mit. Tiefen von Knorren hält er für völlig ungehörig, solchen „schlechten Schwabeneur“ wird Gertrud nie heiraten, und mit dem Herrn Ostrogge hofft er schon fertig zu werden.

Es gilt Leo als ganz selbstverständlich, daß auch diese beiden „Dereingekehrten“ an dem Triumphwagen Gertruds ziehen; die Unverwundlichkeit seiner optimistischen Lebensauffassung, das Vertrauen auf die eigene Kraft, selbst der Geliebten gegenüber, verlassen ihn nicht und verkehren ihn, nachdem er die Reue über die vorhandenen Streitkräfte mit obgedachtem Resultat abgenommen, eine so gehobene Stimmung, daß er die „Tüte“ übernimmt, die Fühlung der Unterhaltung an sich reißt und seinen Geist, seine Belesenheit, seinen Witz wie ein prächtiges Paradebündel tummelt.

Rudorff ist viel zu ernst, um ihm den Rang freitig machen zu können, der Hauptmann zu besorgen in dem Gedanken an seine junge Frau, deren Gefangenschaft noch immer den gewünschten Verlauf nicht nehmen will.

Erich streicht vor dieser, auch im Gespräch mit ersten Männern sich bewährenden Beredsamkeit Leos die Segel und Hans Ostrogge, hieher und wahrheitsliebend wie er ist, schwört insgeheim allen Verleumdungen Fehde, die Leutnantsunterhaltungen ein für allemal ab und geistlos erklären.

Wider ihren Willen umflutet die beiden Männer bald ein gegenfeitiges Band der Sympathie.

Die Frage: „Wie denken Sie über Bulgarien?“ wird durch Frau Rudorffs Erwähnung von Ostrogges letztem Aufenthalt natürlich in allen Tonarten ventiliert und während Hans in sachlicher, doch keineswegs uninteressanter Weise den Faden der Erzählung spinnt, weiß der Leutnant durch seine anregenden Beobachtungen den Bericht einen Schmutz zu verleihen, wie eine grüne, saftige Wiese unter Auge noch mehr erfreut, trägt sie bunte Blumen.

Ungleich

Roman von W. W. Sopher

19. Fortsetzung. Nachdruck verboten. Knorren hat sie merkwürdigerweise völlig verstanden. Er mischaubt sich, aber bei sich reißt er sein längeres Verweilen mit der ihm sonst nicht übermäßig geläufigen Devise: „Reiches Recht für alle“, wenn Herr Ostrogge bleibt, bleibe auch ich.

Gertrud sitzt, wie auf glühenden Kohlen. Daß Hans sich nicht in der Anwesenheit Knorrens wohl fühlt, entnimmt sie seinem völlig veränderten Wesen. Daß er sich gern verabschieden möchte, wird ihr auch klar, aber der Grund seines Bögers — er will wieder allein mit ihr sein.

Knorrens Besuch ist ihr zu gleichgültig, um ihr unangenehm zu sein. Daß er sie jetzt wieder aufsucht, schreibt sie seiner durch Frau Turner erweckten Neugier oder einem gewissen Gefühl des Aufstandes zu, dessen sie ihn völlig für fähig hält. Daß er seine frühere Werbung aufrecht erhalten sollte, erscheint ihr völlig ausgeschlossen. Sie denkt kaum mehr daran, welchen Abschlus die letzte Unterredung zwischen ihnen gefunden hat, war sie doch derzeit mit sich völlig einig darüber, nicht Frau von Knorren werden zu wollen.

Beide Herren gleichzeitig und freundlich zu verabschieden, will sie nicht gerecht erscheinen. Bist es ihre neue verwandtschaftliche Stellung zu Hans nicht zu, demselben nur bössliche Freundschaft zu bezeugen, so fürchtet sie sich auch dagegen, durch einen heftigen Ton gegen ihn in dem Baron etwa den Verdacht zu erregen, als wolle sie ihn eifersüchtig machen.

Sie hat es bisher im Gebräuch vermieden, Hans in der verabschiedenden Weise anzureden, und Hans ist ihrem Verhalten in dem Fuge darüber gefolgt, daß sie sich vor dem Baron seiner schäme. Sein Stolz läßt es nicht zu, bei ihr den Glauben zu erwecken, als wolle er mit ihrer neuen Verwandtschaft prahlen, oder dem Baron vielleicht zeigen, welchen Vorsprung er vor ihm voraus habe.

Gertrud ist ihm für das stillschweigende Eingehen auf ihren Wunsch dankbar. Aus welchem Grunde dieser eigentlich in ihr entstanden, ist ihr selbst unklar. Eine Empfindung, wie Hans sie verabschiedet, ist es natürlich nicht, denn sie ist stolz auf ihre herrliche Schwägerin, und in ihrer heutigen Lage würde sie es geradezu in lächerlich finden, auf die Familie des alten, geachteten Barons herabzusehen, was sie ja früher nicht einmal getan.

Auch hat sie sicherlich keinen Grund, sich des Mannes vor

ihm zu schämen, welcher der Bruder ihrer Schwägerin ist. Soweit geht denn auch nicht ihre Rücksicht auf Knorren, um ihm gegenüber die Bande zu verheimlichen, die sie mit Ostrogge verknüpfen. Vielleicht ist es mäßigenhafte Ehen, in Gegenwart eines Triten den bisher fernstehenden vertraulich anzureden, um die Begründung dafür erst nachträglich anzubringen.

Sie will der ihr unbefriedigten Situation ein Ende machen und Knorren erzählen, daß Paul sich mit Eva verheiratet habe, und dann mit dem deutlicheren Winke zu schließen, mit dem Bruder ihrer Schwägerin noch einige Familienangelegenheiten besprechen zu müssen.

Für Hans ist die Luft inzwischen zu schwül geworden, der ihm auferlegte Zwang schier unerträglich. Er zieht sich in frühere Zeiten zurückverlegt, wo dieser elegante Schwäger ihm stets bei Gertrud den Rang abließ. Wenn Hans diese faden Kaufmann vortragen hört, verläßt ihn die Stimme; er kann sich unterhalten, ernste Thematika gründlich erschöpfen, aber er versteht es nicht, zu plaudern.

„Ich möchte mich für heute verabschieden“, spricht er endlich gepreht — „darf ich?“

„Ach bitte“, macht Gertrud, als will sie ihn zum Bleiben nötigen.

Aber er ist schon an der Tür, als diese geöffnet wird und Frau Rudorff erscheint.

Tadurff ist Hans der Weg verherzt und er muß stehen bleiben, um der alten Dame Platz zu machen.

„Ich sage Sie doch nicht in die Flucht, mein Herr?“

„O, ich bitte“, antwortete Hans verlegen.

Gertrud freut sich, ihn aufhalten zu sehen.

„Frau Rudorff, darf ich Ihnen die Herren vorstellen?“ sagt sie schnell. „Herr Hans Ostrogge, Herr Baron von Knorren.“

Frau Rudorff weiß, wer Ostrogge ist, und heißt den Freund Paul Darrungs mit herzlichem, anerkennenden Worten im Hause ihres Schwiegersohnes willkommen.

Erich, schon geärgert dadurch, daß Gertrud bei der Vorstellung nach Ostrogge genannt, schied sich an, den Platz anzuweisen. Aber auch ihn weiß Frau Rudorff festzuhalten, indem sie ihn verbindlich daran erinnert, daß sie sich früher in Berlin schon gesellschaftlich begegnet find.

„Natürlich, für alte Damen haben die Herren Offiziere kein Gedächtnis, ich besinne mich aber, daß ich Ihnen damals, als Sie noch Uniform trugen, bereits sagte, Ihren Herrn Vater gekannt zu haben, der Bataillonskommandeur meines verstorbenen Vaters gewesen ist.“

waren nun auf deutschem Gebiet. Wir waren noch keine halbe Stunde über der Grenze, als ein schweres Feuer auf der rechten Seite gegen uns eröffnet wurde. Die machten also in verhängnisvoller Stellung Halt, bis Nachrichten von der berittenen Infanterie kamen. Als die Nachrichten waren wahrlich keine guten! Oberst Macleat hatte ihnen befohlen, die Deutschen aus Tepe herauszuwerfen. Sie waren vor uns marschiert und wurden bald vor Tepe in einen schweren Kampf verwickelt, wobei die Deutschen die Vorhut vorbeileiteten und sich dann mit aller Kraft auf die Haupttruppe warfen. Die Deutschen hatten augenscheinlich Befehl bekommen, in erster Linie die Weissen aus Tepe zu nehmen. Sidham und Sherlock wurden getötet; der Befehlshaber Lord M. Seymour schwer verwundet und ebenso Mc Donalb. So waren gleich vier von den sechs weissen Offizieren kampfunfähig. Die Deutschen zogen sich dann in die Eingeborenenstadt zurück, und Mc Donalb ließ, obwohl er verwundet war, das Maschinengewehr gegen sie richten und gab ihnen ein böses Lebewohl. In einer Stelle geriet die Stadt in Brand, und dabei sollen einige deutsche Verwundete im Feuer umgekommen sein. Ich glaube nicht, daß unsere berittene Infanterie den Ort nahm, denn sie hatte nicht mehr als 60 Mann, und die Deutschen verfügten über eine Schar zwischen 50 und 100 Mann, darunter 5 Offiziere. Auf diese Nachrichten hin marschierten wir in der Richtung auf Tepe und trafen nach einem entsetzlichen Kampf nach zwei Stunden ein. Wir verstärkten die berittene Infanterie, die unterdessen Plänkelleiten mit den Deutschen gehabt hatte. Die Verwundeten wurden auf Kanoes nach Dola gebracht. Wir stehen nun hier, während die Stellung und Zahl der Deutschen ausgekundschaftet wird. Ich glaube mit ziemlicher Sicherheit, daß es morgen eine Schlacht geben wird. Wir sind nur gegen 30 Kilometer gegen Sarus entfernt und würden dort in zwei Tagen sein können. Es wird eine harte Aufgabe zu knaben geben, und ich fürchte, es wird uns teuer zu stehen kommen. Unsere einzige Hoffnung liegt in unseren Kanonen. Wenn sie in eine gute Stellung gebracht werden, dann können sie Sarus unannehmbar machen; aber es wird heftige Kämpfe geben, um eine gute Stellung zu gewinnen. Niemand unterschätzt die Arbeit, die vor uns liegt.

Die Befürchtungen des englischen Offiziers sollten sich bewahrheiten. Wie wir unterdessen aus amtlichen Meldungen erfahren haben, wurden die englischen Angriffe von der deutschen Schutztruppe unter schweren Verlusten für die Engländer zurückgeschlagen.

Englische Spione

Düsseldorf, 13. Nov. Daß es immer noch englische Spione bei uns gibt, die mit einer ungläublichen Frechheit ihr Handwerk betreiben, zeigt ein in der „Times“ vom 10. November enthaltener Bericht über Vorgänge in Deutschland, der aus Lübeck vom 26. Oktober datiert ist. Der Korrespondent beschreibt, wie er erst den Versuch gemacht hat, über Benloo nach Deutschland zu kommen; da aber dort die Grenze gesperrt gewesen sei, sei er über Elten und Emmerich ungehindert nach Düsseldorf gekommen. Es ist ihm sogar gelungen, das Gefangenenlager bei Wesel zu besuchen, welches er so zutreffend beschreibt, daß ein Zweifel an der Richtigkeit des Berichts ausgeschlossen ist. Er berichtet ausführlich, wie er mit zahlreichen gefangenen englischen Soldaten gesprochen habe, denen man die ungläublichsten Lügen über England erzählt habe; er habe sie aber gründlich aufgeklärt, und dafür hätten sie ihm die Hände so fest gedrückt, daß er es für sicherer gehalten habe, sie in seine Tasche zu stecken. Ein Versuch, das Gefangenenlager in Arefeld zu betreten, wo er englische Offiziere gefunden haben würde, die in Wesel fehlten, sei gescheitert, doch habe man ihm die schönen Gebäude und die großen Gärten gezeigt, in denen die englischen Offiziere ihre Zeit mit Cricket und Tennisspielen verbracht hätten. Er beschreibt dann die Zustände in Köln und erzählt zum Schluß mit allen Einzelheiten, und zwar vollkommen zutreffend, den zweiten Besuch eines englischen Fliegers in Düsseldorf, den er mit eigenen Augen beobachtet habe. Man fragt sich unwillkürlich, wenn das schon alles in der „Times“ steht, was wird dieser Mann erst der englischen Heeresleitung berichten haben.

(Zfstr. Ztg.)

Berichtsaal

Stettin, 13. Nov. (Ein verurteilter „Brediger“.) Wir hatten feierzeit gemeldet, daß ein Gemeindeprediger, namens Frank, aus Strassburg i. Westr., verhaftet worden war, weil er in einer Versammlung zu Stettin u. a. gesagt hatte, das Blut von unschuldigen Frauen und Kindern liege an deutschen Schwertern. Gegen den Brediger wurde dann ein Strafverfahren eingeleitet. Er verteidigte sich damit, daß er mit seiner Predigt nicht habe aufreizen, sondern nur zur Buße mahnen wollen. Das zuständige Kriegsgericht verurteilte ihn unter Zuhilfenahme mildernder Umstände zu sechs Monaten Festungshaft. — Man wird dieses Urteil als sehr milde bezeichnen müssen.

Die Objektivität seiner Darstellung nimmt Leo für den Schilderer ein und dieser ist dem Fragesteller dankbar für die ihm verschaffte Gelegenheit, das Leben und Treiben an der Mariba von der Perspektive aus beleuchten zu können, sobald sich seine „Abhandlung über Vulgarität“ zu beenden, launig gesprochenen Feuilletons abzurufen.

Durch ein Wort Gertruds wird dann auch allen an der Tafelrunde bekannt, welche Dienste Herr Ostrogge seinem Freund erwiesen, und er sieht sich förmlich zum Helden des Abends gemacht, bis Leo von Scholl, die Gefahr erkennend, mit übermütigen Kasernenhofblüten Hörer und Lacher wieder an seine Bahnen zu setzen weiß.

Gertrud, die mit raunender Empfindlichkeit die Lustigkeit des jungen Offiziers betrachtet — selbst ein abgewiesener Freier soll das Joch noch tragen — und sich die Frage vorlegt, ob es Gelogenheit sei, oder ob er beschämte, ihr zu zeigen, daß er vergessen wolle — tröstet ihn dafür mit einem zornigen Blick, den er mit so rührendem Ausdruck seinerseits erwidert, daß sie sofort weiß, er hängt ihr noch mit unerschütterlicher Treue an und sein Benehmen beweist, ihr seine Vorzüge vor anderen Männern zu zeigen.

Ostrogge in seiner Bescheidenheit verzeiht die von ihm hervorgerufenen Nachsalben, wodurch er selbst wieder in den Hintergrund tritt, dem vornehmlichen Gesellschaftler und prächtigen Menschen, als welchen er Leo anerkennt, sie wissen sich beide offene, ehrliche Gegner, die die Klugen freuzen.

Selbst der Hauptmann stimmt in die allgemeine Beiterkeit ein; Rudorff trägt sein Scherlein bei und auch Erich von Knorren gibt einige der urältesten Dinge zum Besten — die „Fliegenden Blätter“ der Woche hat ihm Leo vorweggemacht — wobei ihm allerdings zweimal das Malheur passiert, die Pointe vergessen zu haben.

Das wird ihm aber auch großmütig verziehen und vergeben, denn Leo von Scholl sorgt für immer neuen Stoff zum Lachen, ohne einseitig zu werden.

Es ist für jeden der Teilnehmer ein unangenehmer Augenblick, als sich Frau Rudorff mit Mühsal auf ihre Tochter empfindet und so das Zeichen zum allgemeinen Ausbruch gibt.

Die beiden nicht im Laufe wohnenden Herren entschuldigen ihren so lange ausgedehnten Aufenthalt mit dem schnellen Verschwinden der köstlich verbrachten Stunden.

Gertrud weiß Hans beim Abschied einen kurzen Augenblick für sich in Beschlag zu nehmen und flüstert ihm zu:

„Auf Wiedersehen morgen, Hans!“

Sie reicht ihm auch die Hand, die er nicht wie Herr von

Vermischtes

* Aus dem Argonnenwald. In diesem dichten urwaldähnlichen Gehölz wüten seit Wochen die wildsten Einzelkämpfe, wie sie sich schauriger niemand ausmalen kann. In dem dichten Gestrüpp, in Erdhöhlen und auf Baumtronken liegen sich hier die Schützengruppen gegenüber, und wenn die Nacht ihre Schatten herniederstreckt, erheben sich lautlos unsere Patrouillen. Wie der Trapper sich den Indianern näherte, hirschen sich die Patrouillen näher an die feindlichen Stellungen heran. Andere sichern unsere rückwärtigen Verbindungen, bewachen die Wege und jagen den nach feindlichen Patrouillen, denn genau wie bei uns gibt es auch drüben Wachehälfe, die sich zwischen unsere Linien einzuschleichen versuchen. Dabei bedient man sich auf der Gegenseite aber meist der Kriegskiste, daß deren Streifpatrouillen sich in deutsche Uniformen kleiden. Der äußerlich gefahrlose Patrouillendienst wird nur von den freiwilligen ausgeführt, die sich in Scharen dazu drängen, weil diese nächtlichen Streifen reichlich Gelegenheit bieten, das „Eiserne“, sogar erster Klasse, zu erwerben. So stand das Eiserne Kreuz erster Klasse als Belohnung für den aus, der den Stand von zwei schweren französischen Geschützen ermittelte, die den Deutschen erheblichen Schaden zufügten. Einem Rheinländer ist es gelungen, festzustellen, daß es sich um zwei Motorgeschütze handelte, die auf sorgfältig vorbereiteter Straße hin und her fuhren und von Zeit zu Zeit den Wald unter Kreuzfeuer nahmen.

* Die Seele der Neutralen. Ein Schweizer schrieb in einem Brief an Verwandte in Deutschland: Es wird uns oft der Vorwurf gemacht, wir seien nicht neutral. Kürzlich hat auf diesen Vorwurf eines Engländer eine Schweizerin folgende Antwort gegeben: „Wir verhalten uns unbedingt neutral und sind doch nicht teilnahmslos gegen die kämpfenden Mächte. Wir hoffen mit den Deutschen, wir leiden mit den Franzosen, wir respektieren mit den Russen, wir ringen mit den Österreichern, wir bangen mit den Serben und — wir schämen uns für die Engländer!“

Aus aller Welt

Kreuznach, 11. Nov. Wegen Nichteinhaltung der für den Kreis Kreuznach festgesetzten Höchstpreise für Kartoffeln mit Verkaufszwang hat die Polizei verschiedene Klagen erhoben. Da viele Produzenten den Wochenmarkt boykottierten, mangelt es an der nötigen Zufuhr. Viele Landwirte erklären, die Preise für Viehfutter seien höher als die festgesetzten Kartoffelpreise und rechtfertigen damit eine Verletzung.

Saarburg, 13. Nov. Am 15. November wird das erste deutsche Denkmal im gegenwärtigen Kriege auf dem Dünselsberg zum Andenken an die tapferen Bayern und ihre Taten in der dortigen Schlacht vom 18. bis 20. August eingeweiht werden. Das Denkmal errichtete das Reuskatter Landsturmbataillon.

Ohligs, 12. Nov. Eine niedrige Stimmung zeigte ein Engländer, der hier wohnt, und bei einer großen Firma als Buchhalter angestellt war. Es war dem Engländer gestattet, wenn es unbedingt erforderlich war, unter Polizeiaufsicht bei der Firma zu arbeiten. Aber dieses humane Benehmen mißbrauchte der Engländer, und es gelang ihm, einen Brief durchzuschmuggeln, der zu seinen Verwandten nach England gehen sollte. Der Brief, der stenographiert war, wurde jedoch aufgefangen. Dieser enthielt die schamlichsten Beleidigungen und Verleumdungen gegen die Deutschen. Unter anderem stand darin, daß die englischen Gefangenen von uns aufs grausamste mißhandelt würden. Zum Schluß fordert der undankbare Engländer seine Verwandten auf, seinen Brief an das Kriegsministerium weiterzugeben. Nun ist der saubere Patron hinter Schloß und Riegel in Einzelhaft gesperrt worden, um das Delikt abzuwarten.

London, 13. Nov. Rothschild hat eine Summe von 600.000 Mark für die belgischen Flüchtlinge in England gespendet.

New York, 13. Nov. Eine Bombe, die im Stadtteil Bronx explodierte, zerstörte das Gerichtsgebäude und die gegenüberliegenden Häuser. Die Bombe soll für den Richter Gibbs und seine Beamten bestimmt gewesen sein, die an der Aufdeckung der Organisation der Mädchenhändler arbeiten.

Schneefall

Triert, 13. Nov. In der Gifel ist Schneefall eingetreten. Gotha, 13. Nov. Im Thüringer Wald herrschte tagsüber anhaltender Schneesturm bei 2 Grad Kälte. Die Schneehöhe beträgt bis 30 Zentimeter.

Höchstpreise

Ulm, 10. Nov. Vom Gemeinderat sind Höchstpreise für Fleisch und Erdöl festgesetzt worden und zwar für Schenfleisch 92, Rindfleisch 88, Schweinefleisch 80, Kalbfleisch 80, Hammelfleisch 85 und für das Liter Petroleum 22 Pfg.

Kirchliches

Missionshaus Steyl, 10. Nov. Nach einer soeben eingetroffenen Meldung vom 25. September aus dem Innern der Provinz Schantung befanden sich in Tsingtau neun Patres, ein Laienbruder der Gesellschaft des Göttlichen Wortes, nebst 16 Franziskanerinnen, Missionarinnen aus Eichgraben, die

vermutlich alle in der Feldseelsorge und der Verwundetenpflege tätig waren. Am 13. September reisten noch sechs Steyler Missionschwestern von Tsingtau nach Tsingtau, fanden aber die Stadt Tsingtau schon von den Japanern besetzt und lehrten mit fünf Franziskanerinnen und einer Schar von 30 jungen Mädchen nach Tsingtau zurück. Die Steyler Patres Fröwis, Bischof und Ledermann wurden von den Japanern in der Missionsstation zu Tsingtau interniert und durften das Haus nicht verlassen. Die Chinesen zeigen sich der Mission sehr wohlwollend gesinnt. — Aus unserer nächstgelegenen Kolonie Togo (Westafrika) traf endlich nach langer Unterbrechung ein lakonisches Schreiben von dem Laienbruder Adam Blomka S. V. D. ein, welches nur die Mitteilung enthielt: „Befinde mich seit dem 27. August in englischer Kriegsgefangenschaft. Bis jetzt geht es noch gut und ich bin gesund.“ Die Zuschrift sagt weder über die Lage in der Kolonie noch über das Schicksal der anderen Missionare und Missionschwestern ein Wort. Das war also offenbar dem Schreiber unterzogen. — Aus der Steyler Mission in Deutsch-Neu-Guinea ist seit Beginn des Krieges nicht die mindeste Nachricht eingelaufen. — Auf dem Schlachtfeld starben bis jetzt für Kaiser und Vaterland fünf Laienbrüder und ein Bistum der Steyler Missionsgesellschaft. — Auf S. M. S. „Yord“ befand sich als Marinegeistlicher P. Karl Briel S. V. D. Es gelang ihm, da er eine Schwimmweste trug, sich nach dem Untergang des Kreuzers mehrere Stunden über Wasser zu halten, bis ein Boot ihn aufspürte. Außer P. Briel befinden sich noch zwei Steyler Patres als Marinegeistliche bei unserer Flotte.

Aus der Provinz

Johannisberg, 13. Nov. Das Fürstl. v. Metternichsche Domäneninspektorat wünscht, daß wir die Notiz über das Erntergebnis in ihren Weinbergen dahin richtig stellen, „daß der erzielte Ertrag in Höhe eines Zwanzigstel Herbstes nur in der Illusion des betr. Artikelschreibers bestehe“. — Nun wissen wir nicht, wer Recht hat. Und was das Ergebnis von einem bekannten Johannisberger Weinmann mitgeteilt worden: ein zweiter hatte allerdings das Ergebnis „sehr schlecht“ bezeichnet.

Lorch, 12. Nov. Am nächsten Sonntag wird Herr Lehrer Ufinger aus Rüdesheim im Saale des „Rheinischen Hofes“ einen der jetzigen Zeit entsprechenden Vortrag vaterländischen Inhaltes für die Mitglieder der militärischen Jugendwehr halten.

In. Höchst a. M., 12. Nov. Die Stadtverordneten beschloffen heute nach einem ausführlichen Bericht Dr. Weils die Einführung einer Arbeitslosenunterstützung während der Dauer des Krieges. Die Satzungen gleichen den in Frankfurt erlassenen Bestimmungen. Ebenso ist auch die Mitwirkung der gewerkschaftlichen Organisation eingeführt. In der Hauptsache wird man aber wie bisher für Schaffung an Arbeitsgelegenheit sorgen. So wurden auch wieder Mittel für Rotstanzarbeiten auf dem städtischen Sportplatz bewilligt. — Für das Krankenhaus wurde eine Mehrausgabe von 10.733 Mark, die aber durch 18.000 Mark Mehreinnahmen gedeckt ist, bewilligt. — Da sich der Fernsprechverkehr zur Nachtzeit bewährt hat, so wird der Vertrag mit dem Postkass auf ein Jahr verlängert.

In. Nied., 12. Nov. Die Gemeindeförderung nahmen von der vom Landrat angeregten Versicherung der Kriegsteilnehmer wegen der hohen Kosten (circa 9000 Mark) Abstand. Den Angehörigen der Gefallenen sollen jedoch aus der Gemeindeförderung je 200 Mark ausbezahlt werden.

Vom Lande. (Ausbeute vaterländischer Opferwilligkeit.) Die Reisenden einer Berliner Buchhandlung suchen die Opferwilligkeit des deutschen Volkes in folgender Weise auszuweisen: Sie erscheinen zu zweit und erzählen, sie sammeln Beiträge für die Kriegswaisenkinder. Der Beitrag beträgt wöchentlich 30 Pfg. oder vierteljährlich 5 Mark. Den Beitragszahlern werde eine „Ehrennadel“ in Gestalt des Werkes „Kaiser-Friedrich-Gedächtniswerk“ geliefert. Viele vertrauen ihren Angaben und unterschreiben auch einen Schein, der in Wirklichkeit die Bestellung des oben genannten Werkes zum Preise von 60 Mark ist. Schildert man nun der Firma selbst den Hergang der Verhandlungen, so verteidigt sie noch ihre Reisenden und beharrt bei der Bestellung. Beschwerden wolle man sofort der nächsten Polizeibehörde oder der Zentralstelle zur Bekämpfung der Schwindelfirmen in Lübeck melden.

Diez, 13. Nov. Für den Unterlaßkreis sind folgende Höchstpreise für Kartoffeln festgesetzt worden: 1. Für Weiße Kartoffeln im Kleinverkauf der Zentner 3.40 Mark frei Keller des Käufers oder frei nächste Bahnstation des Verkäufers. 2. Beim Verkauf von Mengen unter einem Zentner 4 Pfg. das Pfund.

Weinbau

i. Frauenstein, 13. Nov. Der Herbst fiel hier, was das Quantum betrifft, ganz „erbärmlich“ aus. Geerntet wurden 95 Zentner Trauben, die zum Preise von 22 Pfg. nach außenwärts veräußert wurden.

„So lebe ich Sie mir. Also —“

„Also, Sie wollen, daß wir beide, ehe wir uns bescheiden, Ostrogge und den Knorren fortbeihen? Nun, dann überlasse ich Ihnen also den Knorren und will mich, großmütig, wie ich mich einmal habe, mit dem stärkeren Ostrogge belassen.“

„Dieser Schlachtplan macht meiner Tapferkeit kein Kompliment, aber ich akzeptiere ihn.“

„Topp.“

„Und wenn er uns gelingt, Wetter?“

„Dann verpflanze ich Sie Krantjunker nach Dieffenbach zurück und führe die Braut heim.“

„Sehr vetterlich gedacht.“

„Und offen gesprochen.“

„Was soll aus mir werden ohne Gertrud?“

„Und was aus mir?“

„Sie sind jung, Ihnen steht die Welt noch offen.“

„Deshalb will ich jung freien und die Welt mit Gertrud teilen.“

„Ich kann nicht leben ohne sie.“

„Das habe ich noch garnicht bedacht, lieber Wetter. Sie essen Sie mich nicht in Ihrem Testament?“

„Sie sind unverwundbar.“

„Im Gegenteil. Ich fange an, praktisch zu denken und für die nachfolgende Generation derer von Scholl — jüngere Linie — rechtzeitig Vorzüge zu treffen.“

„Wenn Gertrud Sie so hören würde?“

„Würde das Goldmädchen lachen und mir ihre Anerkennung nicht verweigern.“

„Noch einmal, Wetter, ich flehe Sie an, treten Sie zurück.“

„Nicht für alle Schätze Indiens“, lachte Leo von Scholl übermütig, als ob er den Verlobungsring am Finger und nicht erst vor wenigen Stunden von Gertrud gehört habe: „Mein Herr Leutnant, ich glaube wirklich nicht, daß wir für einander passen.“ Und auf seine weiteren Vorstellungen: „Ich achte Sie hin gern in Ihrer Gesellschaft, aber das ist nicht genügend, den Mann, dem ich meine Hand reiche, muß ich lieben, und ich liebe Sie nicht, Herr Leutnant.“

Inzwischen hat Gertrud sich nach ihrem Liebling umgesehen, der wie ein roter Engel in dem Bettchen schläft, das sie nicht an das ihrige gerückt hat. Dann begibt sie sich zu Rudorff, um ihr trotz der vorgeschickten Stunde die Zeitung vorzulesen.

Die alte Dame ist aber nicht mehr aufgelegt, die gewohnten Lektüre zu hören.

(Fortsetzung folgt.)

Die Umwandlung der Sunlight Seifenfabrik in ein rein deutsches Unternehmen.

Wir gestatten uns, unseren verehrten Abnehmern sowie der deutschen Konsumentenschaft, welche in der heutigen Zeit ein berechtigtes Interesse daran besitzen, über die inneren Verhältnisse der Gesellschaft eine zuverlässige Aufklärung zu erhalten, die ergebene Mitteilung zu machen, daß mit dem heutigen Tage diejenigen Gesellschaftsanteile, welche bisher in Händen englischer Kapitalisten gewesen waren, restlos und endgültig in den Besitz der

Süddeutschen Disconto-Gesellschaft A.-G.

übergegangen sind unter Modalitäten, welche die volle Zustimmung der Großherzoggl. Badischen Regierung gefunden haben.

Dieses deutsche Finanzinstitut hat sich für die Erhaltung und Weiterführung unseres Unternehmens deshalb interessiert, weil die Sunlight Seifenfabrik sich im Laufe der Jahre zu einem nutzbringenden Faktor im deutschen Wirtschaftsleben entwickelt hat, unserer Heimatstadt wie dem deutschen Vaterlande von nicht unbedeutendem Werte gewesen ist, unter einer rein deutschen Verwaltung stehend, zahlreichen deutschen Beamten und Arbeitern lohnende Existenzmöglichkeit geboten und als vorbildlich geleitetes Unternehmen auch dem speziellen Industriezweige große Dienste geleistet hat.

In diesen Erwägungen hat die Direktion der Süddeutschen Disconto-Gesellschaft die rückhaltlose Zustimmung und fördernde Unterstützung der hiesigen Handelskammer, des Verbandes Südwestdeutscher Industrieller und des Hanfabundes gefunden.

Sämtliche Gesellschaftsanteile der Sunlight Seifenfabrik G. m. b. H. sind deshalb von jetzt ab rein deutsches Eigentum.

Kein Ausländer befindet sich mehr unter den Gesellschaftern.

Der Uebergang des englischen Kapitals in deutschen Besitz bedeutet also einen nicht gering einzuschätzenden Sieg auf dem Gebiete des deutschen Wirtschaftslebens.

Der Aufsichtsrat der Gesellschaft

wird sich aus folgenden Herren zusammensetzen:

Rechtsanwalt Ernst Bassermann, Mannheim, Mitglied des Reichstages, Major d. Landw.-Kavallerie, 3. Jt. Adjutant des Militär-Gouverneur von Antwerpen, Vorsitzender.
Kommerzienrat Ludwig Stollwerck, in Fa. Gebr. Stollwerck A.-G., Köln a. Rh. stellvertr. Vorsitzender.
Beh. Kommerzienrat Emil Engelhard, Präsident der Handelskammer Mannheim.
Bankdirektor Benno Weil, in Fa. Süddeutsche Disconto-Gesellschaft A.-G., Mannheim.
Fabrikant Richard Penel, in Fa. Penel, Bensinger & Co., Mannheim.
Generalkonsul Carl Stollwerck, i. Fa. Gebr. Stollwerck A.-G. Köln a. Rh., Rittmeister d. L.-K. 3. Jt. i. Felde.
Rechtsanwalt Dr. Emil Selb, Mannheim.

Eine Veränderung in der Herstellung unserer Fabrikate und namentlich der Sunlight Seife wird durch die vorgenommene Transaktion nicht herbeigeführt, da alle Fabrikationsverfahren sich in voller Kenntnis der Geschäfts- und Betriebsleitung befinden und alle Rechte zur Fabrikation im Besitze der Gesellschaft verbleiben.

Auch bezüglich der für eine ununterbrochene und unveränderte Fabrikation und Lieferung der Sunlight Seife erforderlichen Rohmaterialien sind wir in der ganz besonders günstigen Lage, jede Zusicherung zu machen. Die Sunlight Seife und alle anderen Produkte werden deshalb auch in Zukunft in unveränderter Qualität und gleichmäßiger Güte hergestellt werden können.

Einen Wechsel oder auch nur eine Abänderung des Namens, unter dem unser hauptsächlichstes Fabrikat, die

Sunlight Seife

in Hunderttausenden von deutschen Familien Eingang und Wertschätzung gefunden hat, erachten wir nicht als im Interesse ihrer Volkstümlichkeit liegend, zumal die Befürchtung sonst zu hegen wäre, daß das Fabrikat unter einer anderen Marke von den an diesen Namen gewöhnten Konsumenten nicht mehr erkannt werden würde.

Dagegen wird die Firmierung des Unternehmens in Zukunft lauten:

Neue Sunlight Gesellschaft von 1914

Wir bestätigen hiermit, daß vorstehende Erklärung den Tatsachen in vollem Umfange entspricht.

Süddeutsche Disconto-Gesellschaft A.-G.
Weil. Dr. Sells.

m. b. H.

Hochachtungsvoll

Der Vorstand:

H. O. Bedt, Generaldirektor, Mannheim.
Carl Hoeßler, Direktor, Berlin.

Mannheim-Rheinau, den 9. November 1914.

Fort!

Im Zimmer sind Vater, Mutter und Sohn
zu ungewöhnlicher Stunde schon.
Auf dem Tische Gebetbuch, Kreuz und Licht;
In diesem Hause ist Beten Pflicht.
So heiß wie hier um deutsches Siegen.
Mir selten ein Flehen zum Himmel gestiegen. —

Nun stehen sie da zum Abschied bereit,
Den Sohn verlaßt in den Völkereit.
Er will ins feindliche Feld hinein,
Um fällen zu helfen der Kämpfenden Reih'n,
Der Tod hat so schwere Wunden gerissen,
Da soll das Vaterland keinen vermissen. —

Der Mutter ist es so weh und bang;
Sie sieht ihres Kindes letzten Gang.
Ihr blutet das Herz; doch betet sie still:
„Es soll geschehen, wie Gott es will.“
Es ahnt ihr, sie wird ihn nicht wiedersehen.
O, könnt' sie selber doch für ihn gehen! —

Der Vater spricht mit bebendem Mund;
Das ist, weiß Gott, meine schwerste Stund.
Doch muß es sein! — So zieh denn hinaus
Und kämpfe als Held in blutigem Strauß!
Und solltest sich hundert gegen dich stellen,
Die Waffen gebraucht! Der Feind muß zerschellen!

Doch wer da schuß- und wehrlos ist,
Dem sei ein Bruder, dem sei ein Christ! —
So spricht er und drückt — ein harter Entschluß —
Auf die Lippen des Sohnes den innigsten Kuß.
Es war der erste und letzte im Leben,
Den der Vater dem Sohne gegeben

(Haff. Schulz.)

Th. D.

Nächtliche Automobilfahrt zum Schlachtfeld

Dem Feldpostbrief eines Kraftwagenführers entnimmt das „Berl. Tageblatt“ folgendes:

Chanay. Wir haben Tage, wo oft 350 bis 400 Kilometer gefahren werden müssen, und sehr viel bei Nacht, zu jeder Stunde, und kommt man in die Nähe der Gefechtslinie, so heißt es: ohne Licht. Es ist aber gerade so gefährlich mit Licht, wie ohne, nur mit dem Unterschied, daß man mit Licht beschossen wird und ohne Licht leicht durch Patronen gelassen werden kann. Zwei Geschosse kann ich Ihnen vorzeigen, wenn ich wiederkomme, die am hinteren Chassisende zwischen Rahmen und Karosserie eingeschlagen hatten, da wir Feuer von hinten bekamen. Mit Mörsern haben wir es auch zu tun, aber die französischen Bomben taugen nicht viel. Unter zehn sind, wenn es gut geht, zwei, die ihren Zweck erreichen. Auch mit Artillerie kann man leicht in Verührung kommen. So will ich Ihnen nur folgende Episode erzählen:

Ich wurde nachts um 1 1/2 Uhr alarmiert, sofort zur Stellung unserer Artillerie zu fahren, nähere Befehle hat der Offizier. Wir fuhren nun los, es waren von Chanay ungefähr 22 Kilometer bis dahin, aber meistens Lehmwege. Genau darf ich Ihnen nicht sagen, wo es war, nur damit Sie, wenn Sie Interesse haben, auf der Karte nachsehen können, will ich Ihnen den Ort angeben. Es war zwischen Reyon und Compiègne. Die Fahrt war direkt jämmerlich, ich habe einen 50-PS-Wagen, offen, sehr leicht, aber die Berge empor fuhren die Räder nicht mehr in dem Rehm, und so kam es, daß wir uns mit allem möglichen Behelfen mußten, zuletzt bewaffnete ich die Räder mit Ketten, die ich von herumliegenden Bagagewagen fornehmen mußte. Nun ging es weiter, den Berg hinan, aber ohne Licht, weil am oberen Gang des Berges unsere Artillerie stand. Alle Augenblicke ging's hopp, hopp, ich konnte aber nicht sehen, was es war, nur fühlte ich, daß es kein Stein oder Holz sein konnte. Auf einmal rud, und da stand die Maschine; ich stieg vom Wagen herunter, um nachzusehen, und was war es? Ein Pferd von unserer Artillerie lag ziemlich quer über den Weg. Das Hindernis mußte weg, und wir haben's auch zu Dreien weggeschafft. Nun ging's weiter, und der Berg wollte kein Ende nehmen. Immer mit dem hopp, hopp über die Pferdebeine fort, die Artillerie hatte beim Auffahren in ihre Stellung, wie wir nachher erfuhren, 30 Pferde verloren. Endlich auf einmal Halt: es war der Posten. Der Offizier fragte nach dem Kommandeur der Abteilung und wir konnten weiter. Als wir an das Bett der Offiziere kamen, hielt ich. Der Offizier stieg aus und sagte: Umkehren! Ich konnte aber an dieser Stelle nicht drehen und mußte weiter. Schon fing der Morgen an zu grauen, und da sehe ich auf einmal einen dunklen Schützengraben. Ich stieg vom Wagen herunter, um zu fragen, ob hier irgend ein Platz zum Drehen wäre. Wie ich herantam, lagen auch wirklich deutsche Soldaten in den Gräben, sogar manche das Gewehr im Anschlag; ich rief zuerst: „He, Kamerad, wo ist hier in der Nähe ein freier Platz!“ Aber nichts rührte sich, zuerst dachte ich, die schlafen alle, aber aus Erfahrung sagte ich mir, da müßte doch einer wach sein; ich fand aber niemand. Zuletzt hob ich den einen, der gerade so schön im Anschlag war, um ihn zu wecken. Aber vergebens. Er hatte den Schlaf für ewig begonnen, und so lagen hier ungefähr vierhundert Mann, alle tot. Es war der Tag, wo die Franzosen mit aller Anstrengung den Durchbruch am rechten Flügel machen wollten und dieser Tag hat viele, viele Menschenleben gekostet. Lauter tapfere Soldaten, die für das liebe Vaterland ihr Leben lassen mußten. Endlich kam es so weit, daß ich gedreht hatte. Als ich wieder an das Bett kam, wartete mein Offizier schon und fragte nach meinem Verbleib. Unterdessen mahnte der Artillerieoffizier, wir möchten verschwinden, da die Franzosen als Morgengraus immer eine Granate herüberschießen. Kaum war dies ausgesprochen, und auf einmal bumm, bumm, freierten zwei Geschosse 50 Meter von uns ab. Nun ging es los, denselben Weg wieder zurück, es ging aber besser, da es schon ziemlich Tag war.

Vielleicht haben Sie von den Bayern gehört, daß sie sich den Tod aussuchen, das Gewehr lassen und so zum Sturmangriff vorgehen. Sie haben sich doch gedacht, es ist Unsinn, aber nein, es ist Tatsache, daß die Bayern so losgehen. Wenn ein bayerisches Regiment zum Sturm geht, so kämpfen die meisten, wenn nicht alle, mit ihrem Stilleit. Ich habe einmal beim Kampfplatz vom 1. bayerischen Armeekorps in der Nähe von Montdidier eine Tafel gesehen, da stand mit Blaustrich geschrieben: Es wird gebeten, bei Betreten des bayerischen Kampfplatzes die Garderobe abzulegen, Garderobe frei ...

Die Stunde

Wie lange ist es her, daß die Turmuhr vier schlug? — Ein Sandumdrehen. Noch höre ich den Klang im Ohr, gemächlich, gemächlich: die alte Uhr schlägt ja etwas so furchtbar Gleichgültiges, etwas, das sie gewohnt ist, zu tun. Etwas, das man gewohnt ist, zu hören. Und nun schlägt die alte Turmuhr fünf, gemächlich, gemächlich ...

Eine Stunde — was ist das? Was ist denn in dieser unbedacht hingetraumten Zeitspanne vorgefallen? Die Schatten sind länger geworden. Ich habe eine Zigarre geraucht. Eine Novelle gelesen.

Eine Stunde ...
Trotz Unwiederbringlich. Und in der grellen Beleuchtung dieses „Unwiederbringlich“ wächst die Stunde vor mir, groß, riesengroß, beängstigend groß. — Hunderttausenden war diese Stunde Geburtsstunde, Anfang einer lassenden Verantwortung, Anfang von Lust und Leid, Anfang des Menschseins. — Viele werden dieser Stunde fluchen, Starke, Gute werden sie einstmalig segnen. — Hunderttausende verließen in dieser Stunde das Leben, gern und ungern, betend und fluchend, vergessend und im Kreise der Weinenden ...

Tausende endeten in Qualen auf dem Krankenlager. Tausende dümmerten hinüber — wie viele legten wohl Hand an sich? Viele Lippen fanden sich in dieser Stunde im ersten Kuß. Viele scharlachrote Sünden wurden in dieser Stunde begangen. Viele Glücksträume fanden Wirklichkeit, und viele Wollstburgen der Hoffnungen wurden zusammengeweht ...

Eine Stunde — was ist das?
Ich schaudere zusammen vor dieser Größe. Und solche Stunden sind Tausende meines Lebens dahingeroht, unerkannt, unbeachtet, geringschätzig, aufeinandergehäuft wie erledigte Akten. Eine Stunde ...

Und was habe ich getan? Eine Zigarre geraucht. Eine Novelle gelesen.

Nichts mehr?
Nichts mehr —
Und plötzlich stehe ich vor einer riesengroßen See.

Ich werd' von himmen wehen
Als wie ein Blatt vom Baum.
Mein Name wird vergehen
Als wie ein flüchtiger Traum.
Wer wird von mir noch wissen,
Der Bärmeisse ist? —
Und doch, das kann ich wissen.
Wenn du mich nicht vergißt.
Hast du mich nicht vergessen,
Gott, den ich oft vergaß.
Mag alles mich vergessen,
Glücklich trag' ich das.

Apothekerdienst.

Am Sonntag, den 15. November, sind von 1 1/2 Uhr mittags ab nur folgende Wiesbadener Apotheken geöffnet: **Blüchers, Kronens, Dranien- und Schützenhof-Apotheken.** Diese Apotheken versehen auch den Nachtdienst vom 15. 11. bis einschließlich 21. 11., von abends 8 1/2 bis morgens 8 Uhr.

Feldpost-Woche

vom 15. bis 21. November.

Während dieser Zeit werden wieder grössere Feldpostbriefe bis zu 500 Gramm befördert.
Wir liefern in dieser Gewichtspackung folgende Zusammenstellungen:

a 1 Paar Kniewärmer 1 Paar Pulswärmer 2 Paar Fusslappen Gesamtpreis Mk. 5.15.	b 1 Paar Pulswärmer 1 Paar Hosenträger 1 Ohrenwärmer Gesamtpreis Mk. 6.05.	c 1 Lungenwärmer 1 gestr. Leibbinde 1 Paar gestr. Handschuhe Gesamtpreis Mk. 7.—.	d 1 Kamelh. Leibbinde 1 Paar woll. Socken 1 Paar Sockenhalter Gesamtpreis Mk. 9.05.	e 1 gefüllt. Leibbinde 1 Lungenwärmer 1 Paar Kniewärmer Gesamtpreis Mk. 8.15.	f 1 Kopfbedeckung 1 Paar Pulswärmer 2 Taschentücher Gesamtpreis Mk. 8.15.	g 1 sehr warme Weste 1 P. Kamelh. Socken Gesamtpreis Mk. 11.40.	h 1 Kopfbedeckung 1 Paar Hosenträger Gesamtpreis Mk. 13.70.	i 1 wasserdichte Weste 1 wasserdichte Schenkelhose Gesamtpreis Mk. 16.25.	j 1 seidene Halsbinde Gesamtpreis Mk. 16.25.
---	--	---	---	---	---	--	--	--	--

Für grössere Weihnachtspakete

a 1 gewebte Unterweste 1 Paar Barchent-Hemd 1 Paar Hosenträger Gesamtpreis Mk. 8.95.	b 2 Paar Fusslappen 1 Paar Ohrenwärmer 1 Paar Schlösschandschuhe 1 Satin-Halsbinde Gesamtpreis Mk. 9.25.	c 1 halbwollenes Hemd 1 halbwollene Unterhose 1 Leibbinde 1 Kopfbedeckung Gesamtpreis Mk. 9.25.	d 1 Paar gestrickte Handschuhe 1 wollene Halsbinde 2 Taschentücher Gesamtpreis Mk. 12.—.	e 1 halbwollene Reithose 1 Flanell-Lungenwärmer 1 Kopfbedeckung Gesamtpreis Mk. 12.—.	f 1 Paar gestrickte Handschuhe 1 Paar woll. Socken 1 Paar Sockenhalter 2 lein. Taschentücher Gesamtpreis Mk. 12.—.	g 1 Flanell-Hemd 1 Bleyle-Schlupfweste 1 wollene Leibbinde Gesamtpreis Mk. 15.75.	h 1 Paar gestr. woll. Socken 1 Paar Pulswärmer 1 Ohrenwärmer 2 Satin-Taschentücher Gesamtpreis Mk. 15.75.	i 1 wasserdichte Weste 1 wasserdichte Schenkelhose Gesamtpreis Mk. 16.25.	j 1 seidene Halsbinde Gesamtpreis Mk. 16.25.
--	---	--	--	---	---	---	--	--	--

e 1 halbwollenes Hemd 1 warme Unterhose 2 Paar gestr. Socken 1 Paar Sockenhalter Gesamtpreis Mk. 18.60.	f 1 reinwoll. Weste 1 Kopfbedeckung 1 Satin-Halsbinde 1 Paar gestrickte Handschuhe Gesamtpreis Mk. 21.75.	g 1 woll. Flausch-Westen 1 Paar Ueber-gamaschen 1 wollener Schal 1 Lungenwärmer Gesamtpreis Mk. 21.75.	h 1 Ohrenwärmer 1 Paar Handschuhe mit Pelzfutter 1 seid. Halsbinde 1 Paar Hosenträger Gesamtpreis Mk. 24.20.	i 1 wollene Unterhose 1 wasserdichte Weste 1 Paar Kamelhaarsocken 2 Satin-Taschentücher Gesamtpreis Mk. 24.20.	j 1 Paar Kniewärmer 1 wollene Leibbinde 1 Trikot-Kopfbedeckung 1 Paar Handschuhe mit Wollfutter Gesamtpreis Mk. 24.20.	k 1 Rohseiden-Hemd 1 P. Wildl.-Handschuhe Gesamtpreis Mk. 27.25.	l 1 wasserd. seid. Weste 1 Kamelhaardecke Gesamtpreis Mk. 30.50.	m 1 Paar gefütterte Lederhandschuhe Gesamtpreis Mk. 30.50.	n 1 Paar gefütterte Lederhandschuhe Gesamtpreis Mk. 30.50.
--	--	---	---	---	---	---	---	--	--

Jeder Einkauf wird auf Wunsch feldpostmässig verpackt und zum Versand gebracht.

J. Poulet

Wiesbaden, Kirchgasse, Ecke Marktstrasse.

Beachten Sie unsere Schaufenster.

Beachten Sie unsere Schaufenster.

